

Die Kette des

Nr. 9

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1906

Der letzte Willen Hohenrots.

Eine Dorfgeschichte aus Nassau. Von Heinrich Diefenbach.

(Fortsetzung.)

Das Leben der Schwestern hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit dem der Knechte Karl Weismenger und Konrad Notnagel. Sie waren untereinander friedfertig und behandelten sich gegenseitig mit der Rücksicht, welche sich bei Leuten ausbildet, die aufeinander angewiesen sind, und einem Quantitätchen wirklicher Zuneigung. Hier und da gab die Krähbürstigkeit der wuseligen, arbeitsamen Wickertrine freilich Ursache zu einem kleinen Streit, der sich aber immer bald in Tränen und Versöhnung auflöste. Kathrine konnte um jede Kleinigkeit weinen, daß ihr die Tränen wolkenbruchartig über die dicken Backen schossen, sie hatte Greinen und Lachen in einem Säckelchen und war jederzeit bereit, von ihrem Vorrat so oder so ausgiebigen Gebrauch zu machen.

Die Schwestern schalteten und walteten mit dem Knecht Konrad Notnagel. Sie waren nicht reich, bewahre, es langte gerade zu einem knappen Auskommen. Der verstorbene Hohenrot hatte seinen Reichtum, der aus einem Haus mit umfangreichen Dekonomiegebäuden, hundertneun Morgen Ackerland, fünfzehn Morgen Wiesen, drei Morgen Weinberge und (vermutlich, man konnte bisher nie etwas Genaues darüber hören) einigen tausend Talern bestand, ja auch nur seinen drei Weibern zu verdanken. Es hatte sich zusammengeläppert, da jede der Hohenrotinnen mit Hinterlassung eines vollgültigen Testaments verstorben war, womit sie den Bauern zum alleinigen Erben ihres mit in die Ehe gebrachten Vermögens eingesetzt hatte.

Zwischen dem Verstorbenen und seinen Schwestern

hat nie ein besonders freundliches Verhältnis bestanden, teils war daran der Bauer schuld, mehr aber noch seine Weiber, die alle aus reichen Bauernhäusern stammten und sich mehr darauf einbildeten, als der Aufrechterhaltung

eines verwandtschaftlichen Verkehrs gut war. Die Schwestern aber, die mit der ersten Frau des Bruders noch leidlich ausgekommen waren und ihr nichts weiter in den Weg gelegt hatten, waren mit jeder weiteren Schwägerin unange-

nehmer geworden, denn sie hegten die Befürchtung, was die erste Frau dem Bauer versagt hatte: etwelche Nachkommenschaft, das möchte ihm eine nachfolgende bereitwilligst gewähren. Sie dachten aber schon in jüngeren Jahren zuweilen nicht ohne einen Anflug von Freude daran, wie ihnen einmal das Vermögen des um viele Jahre älteren Bruders zu ansehnlicher Wohlhabenheit verhelfen werde. Scheel betrachteten sie daher die Schwägerinnen und wurden grün und gelb vor Aerger, so oft das Gerücht im Dorfe herumging, die Hohenrotin, die gerade am Ruder war, befände sich in gesegneten Umständen, und sie atmeten erst wieder auf, wenn sich das Gerücht als unbegründet erwies. Am Grabe der Schwägerinnen befanden sie sich in schöner verzehender und wehmützboller Stimmung und niemals sind mehr Tränen einer Schwägerin nachgeweint worden, als die beiden Jungfern der ihrigen nachschickten. Am meisten weinte natürlich Kathrine, die wirklich zu gut war, um nicht die Toten zu bedauern, die in früher Stunde aus einem reichen Hause getragen und in ein enges armes Kämmerlein gebettet wurden, wie Bettlerinnen, die im Trocknen sitzen.

Die letzte Hohenrotin war gestorben. Mein Gott, es war schade um die Frau! Sie hatte ein so gutes Herz und so gut zu dem Bruder gepaßt, wenn man sich's recht überlegte, noch besser als ihre Vorgängerinnen. Man hätte ganz gut



Helene Pöhlner

mit ihnen gewähren können, wenn der Bruder nicht durch die viele Aufheberei seiner ersten und zweiten Frau gegen seine guten Schwestern voreingenommen gewesen wäre. Nun aber der Bruder abermals allein stand, mußte man Vergangenes vergessen sein lassen und sich des Uffinstehenden annehmen. Die Schwestern leiteten also ein Versöhnungsverfahren in die Wege, so fein sie es aber auch eingefädelt hatten, der Bruder hatte sich ablehnend verhalten. Er ließ ihnen melden, er brauche sie nicht, denn er werde sich nach gewissenhaft eingehaltenem Trauerjahr abermals nach einer Frau umsehen und er hoffe, daß ihm das diesmal zum Segen gereichen werde.

Wie giftig die Schwestern wurden, als sie hören mußten, daß die Magd Male dazu ausersehen sei, den Stamm Hohenrot vor dem Untergange zu bewahren! Die krakbürtige Midertrine setzte alle möglichen Gerüchte über die Braut in die Welt. Das Schlimmste, was sie ihr nachsagte, war dies: sie habe sich bereits als sechzehnjähriges Ding mit verheirateten Männern in den Kornfeldern herumgetrieben. Sie ging sogar soweit, die Namen dieser Männer verständlich anzudeuten, wodurch sie sich fünf Beleidigungsklagen zuzog, in welchen sie den Wahrheitsbeweis schuldig bleiben mußte, aber mit Rücksicht auf ihre begreiflicherweise gereizte Stimmung nur zu geringen Geldstrafen verurteilt wurde. Die Magd Male hatte nicht geklagt, weil ihr die Schwäherei zu dumm war und der Bauer auch so an ihre Unschuld glaubte. Der Verstorbene kannte seine zärtlichen Schwestern zu genau, um nicht zu wissen, daß sie alle Gebel in Bewegung setzen würden, um ihn vor einem Schritt zu bewahren, der ihnen unangenehm werden mußte. Der Bauer Hohenrot ging seinem Schicksal nicht aus dem Wege und so führte es ihn auf das Gebälk der Scheune und stürzte ihn aus allen Himmeln irdischer Glückseligkeit auf die Tenne des Todes: ein reifes Korn unter dem groben Dreschlegel des unbengsamen Faktums!

Die Schwestern waren bestürzt, als sie die Kunde von dem plötzlichen Tode des Bruders vernahmen. Aber die Bestürzung hielt nicht lange an, sie besannen sich auf ihre Pflicht und begannen alsbald und noch in Gegenwart der Ueberbringerin der traurigen Nachricht gottserbärmlich in die Schürze zu schluchzen.

Der brave Mann! Der liebe Bruder! Wie gern hätte man ihm eine junge Frau gegönnt! Er war ja zwar gerade nicht zu kurz gekommen, drei Weiber — und was für welche! — hatte er bereits unter die Erde gebracht, aber warum sollte er sein Leben vertrauern! Er konnte sich's leisten. O, man hatte sich schon darauf gefreut, daß der Himmel endlich den sehnlichsten Wunsch des armen Bruders erfüllen und ihm ein Kindlein in die Wiege legen werde. Die Male war ja eine, der man schon zutrauen konnte, sie werde den Himmel in seiner guten Absicht unterstützen. Und nun war alles hin, alles wie ausgeblasen und es blieb einem nichts mehr übrig, als dem Bruder ein anständiges Begräbnis zu verschaffen und für sein Seelenheil zu beten . . .

Die gutmütige Kathrine schluchzte noch lange, als sich die lebhaftige Midertrine bereits auf den Weg nach dem Sterbehause befand, um dort nach dem Nechten zu sehen. Die Braut verbarg sich vor der krakbürtigen Jungfer in einer Kammer, sie wurde aber aufgestöbert und mußte sich am Lager des Toten eine von hämischen, böshafter Bemerkungen strohende Weikrederebe gefallen lassen, welcher sie nichts als ihre Tränen entgegen zu setzen hatte.

Die Schwestern hätten sich am liebsten gleich in den Besitz der reichen Hinterlassenschaft gesetzt, wenn nicht der Bürgermeister gekommen wäre und Kisten und Kasten unter Siegel gelegt und ihnen anheim gegeben hätte, bis zur Testamentseröffnung die Aufrechterhaltung des

landwirtschaftlichen Betriebes des Verstorbenen den bewährten Händen des Knechtes Karl Weismenger anzuvertrauen.

Bei dem Wort Testamentseröffnung wurde es den Schwestern ein wenig schwül. Midertrine ergriff das Wort. „Hat denn der Jakob ein Testament gemacht?“ fragte sie, und als der Bürgermeister die Frage bejahte, setzte sie hinzu: „Weshalb denn eigentlich? Sollte er vielleicht dem nichtsnutzigen Mensch, der Male — du lieber Gott, er hat am Ende recht gehabt, wenn er ihr für ihre Gefälligkeiten ein paar hundert Taler vermacht hat! Deshalb werden wir das Testament unseres Bruders nicht aufheben, gell' Kathrine?“

Kathrine beteuerte, daß sie gar nicht daran denke, wegen einer solchen Lumperei Geschichten zu machen. „Ein ordentlicher Bursch wird das Frauenzimmer ja doch nicht mehr mögen!“ versetzte sie.

3.

Unglaublich, ganz unglaublich! So lange Rehlbach stand, war so etwas noch nicht vorgekommen. Man hat ja schon mancherlei seltsame Dinge erlebt. Eine Gais des Flurschützen Walzer hatte einmal ein Bicklein geworfen, das nur drei Beine hatte und der Peter Mann war mit sechs Fingern an jeder Hand und sechs Beinen an jedem Fuß auf die Welt gekommen. Auch erinnerte man sich noch des höckerigen Johannes — er war ein reicher Mann, ein sehr reicher Mann! — der seinen Reichtum den drei ältesten Weibern unter der Bedingung vermacht, daß sie sich in ihren alten Tagen noch das Klaffe trinken abgewöhnten, wozu die drei Alten merkwürdigerweise auch bereit waren. Das Testament hatte Aufsehen erregt, die natürlichen Erben hatten es jedoch angefochten und der Richter hatte der Ungültigkeitsklage stattgegeben, weil der Testator offenbar verrückt gewesen war, als er seinen letzten Willen zu Papier brachte, denn es konnte durch zahlreiche Beugen nachgewiesen werden, daß Johannes in den letzten fünf Jahren seines Lebens weder die Kirche noch das Wirtshaus besucht hatte, und das galt in Rehlbach von jeher als das untrügliche Zeichen äußerster Verschrobenheit. Aber selbst dies Testament Johannes wurde weit in den Schatten gestellt durch dasjenige, das der Bauer Jakob Hohenrot hinterlassen hatte. Man mußte tatsächlich nicht mehr, wo einem der Kopf stand, wenn einem die einzelnen Klauseln des Hohenrotschen Testamentes an den Fingern vorgezählt wurden.

Zum ersten setzte der Erblasser seine beiden Schwestern als Universalerbinnen zu gleichen Teilen ein, wenn sie sich binnen zwei Jahren mit den Knechten Karl Weismenger und Konrad Motnagel verheiraten und vor Ablauf des zweiten Jahres Mütter gesunder Kinder würden.

Verheirate sich nur eine der Schwestern, mit einem der Knechte (als ob sie zwei hätte heiraten können!) und mit dem Erfolg glücklicher Mutterschaft, in dem festgesetzten Zeitraum, dann sollte sie allein als Universalerin in Frage kommen und die andere Schwester mit tausend Talern abgefunden werden.

Verheirate sich aber keine der Schwestern, oder sollten die Ehen beider in dem angegebenen Zeitraum kinderlos bleiben, dann sollte Male, die Braut des Verstorbenen, das sämtliche Vermögen des Testators bekommen, jedoch gehalten sein, jeder der Schwestern tausend Taler auszugeben.

Falls aber eine der Schwestern oder beide Schwestern sich durch die Erfüllung vorgedachter Bedingungen das Recht von Universalerbinnen erwerben sollten, seien der Magd Male nach Ablauf der zwei Jahre zweitausend Taler auszugeben.

Bis zum Ablauf der mit dem Tage der Testamentseröffnung beginnenden zweijährigen

Frift sollte die Hinterlassenschaft des Testators von dem Knecht Karl Weismenger gegen den üblichen Jahreslohn verwaltet werden.

Die Magd Male sollte sich bis zur endgültigen Entscheidung der Angelegenheit irgendwo zur Ruhe setzen und ihren Unterhalt von den fünfzehnhundert Talern bestreiten, die ihr nach erlangter Rechtskraft des Testaments von dem sich auf zehntausendeinhundert Talern belaufenden und in Sparkassengeldern angelegten Kapitalvermögen des Nachlasses zu geben seien.

Das war der Inhalt des Hohenrotschen letzten Willens, der den vorgeladenen Schwestern Midertrine und Kathrine vom Amtsrichter laut und deutlich vorgelesen und dann der Magd in Abschrift mitgeteilt worden war.

Ich bin nicht imstande, die erste Wirkung des Testaments zu beschreiben, doch ich will einen schwachen Versuch machen.

Wochenlang liefen die Beteiligten rat- und tatlos umher, selbst die herzhafteste, vernünftige Male wußte nicht gleich, ob sie weinen oder lachen sollte. Sie fastete sich aber noch am ehesten und richtete sich bei ihrem Verwandten, dem Kirchendiener, behaglich, klug und mit etwas Sparsamkeit ein, für den Fall sie sich mit dem ihr jedenfalls in den Schoß fallenden Gelde zufrieden geben müßte.

Die Schwestern hatten am Tage der Testamentseröffnung den Knecht Konrad Motnagel einspannen lassen und waren in ihrem besten Staat nach dem Amtsstädtchen gefahren. Wie sie durchs Dorf fuhren, öffneten sich rechts und links die Fenster und neidige Blicke flogen ihnen von allen Seiten nach. Bald werden die beiden die reichsten Menschen im Dorfe sein! — Was sie mit ihrem Reichtum anfangen werden? — Wenn die Kathrine jetzt keinen Mann bekommt! — So und so weiter lauteten die hinter ihren Rücken ausgetauschten Bemerkungen.

Midertrine preßte die schmalen Lippen aufeinander und strich mit den mageren Händen über ihr allernuestes Halstuch, Kathrine aber nickte lächelnd nach rechts und nach links und warf verliebte Blicke nach diesem und jenem Burschen und Witwer im besten Alter. Sie zweifelte nicht daran, daß nun ihre Stunde gekommen sei, wo der längst erwartete Mann als fahbares Objekt in ihren Gesichtskreis treten werde.

Teilnahmslos verhielt sich nur der Knecht, der seinen Kloben mit unerlöschlicher Seelenruhe dampfte und der Gaul, der den Wagen langsam und sicher einer großen Stunde entgegenschleppte.

Der Amtsrichter mußte das Testament dreimal vorlesen, bis die überraschten Schwestern endlich begriffen, um was es sich handelte. Sie wurden abwechselnd blaß und rot und sahen sich lange stumm und mit entsetzten Blicken an, bis schließlich Kathrine in ein lustiges Gelächter ausbrach, in das der Amtsrichter hinter seinem Pulte leiser einstimmte.

„Ein merkwürdiges Testament,“ sicherte er. „Zu komisch, zu komisch!“ lachte die bald im Lachen erstickende Kathrine. (Fortsetzung folgt.)

~~~~~

### Er ist's.

Frühling läßt sein blaues Band  
Wieder flattern durch die Lüfte;  
Süße, wohlbekannte Düfte  
Streifen ahnungsvoll das Land.  
Veilchen träumen schon,  
Wollen bald kommen. —  
Horch, von fern ein leiser Harfenton!

Frühling, ja du bist's!  
Dich hab' ich vernommen! —

Mörke.

## Der moderne Roman.

Von Ernst Kreowski.

(Schluß.)

Michael Georg Conrad war der eigentliche Urheber des derbrealistischen Gesellschaftsromans. Hatte er schon zuvor in einigen Novellensammlungen („Lutetias Töchter“, „Totentanz der Liebe“) unter direkter Einwirkung des zolaistischen Naturalismus Pariser und Münchener Liebesleben mit fastigen Farben gemalt, so unternahm er es nun, in mehreren unzweifelhaft großzügigen, wenn auch hinsichtlich der Komposition und sprachlichen Behandlung etwas locker und feilketonisch gehaltenen Romanen („Was die Frau rauscht“, „Die klugen Jungfrauen“), das Münchener Kunst- und Gesellschaftsleben zu schildern. Und von nun an begann die moderne Belletristik ins Kraut zu schießen.

Am Vordergrund stand sowohl formales wie stoffliches Interesse. Welches von beiden das zunächst bevorzugtere wurde, sollte sich rasch zeigen. Ähnlich wie bei den Vorläufern der Romantik, suchte man nach einem neuen Evangelium der Ästhetik, wobei natürlich nicht ausblieb, daß man aus einem Stilextrem ins andere verfiel.

Der blutvolle Persönlichkeitsrealismus eines Conrad und Genossen genügte nicht. Wohl akzeptierte man die impressionistische Art des Sehens und die kräftige Ausmalung des „Milieus“; allein Arno Holz verlangte noch mehr Geschlossenheit und mehr Konsequenz von der Technik. Es ist nicht unwesentlich, daß der Begründer dieser neuen Ästhetik — nämlich des „konsequenten Naturalismus“ — zur Sozialdemokratie hinüberneigte, deren straffe Organisation Arno Holz vielleicht am ehesten angeregt haben mochte, ein ähnliches Prinzip auch auf die dichterische Technik übertragen zu wissen. Naturalistische Wiedergabe, das heißt Wahrheits-schilderung um jeden Preis, unter völliger Drangabe jedes persönlichen Einschlags: das war die Forderung dieser Ästhetik. Nur, was Leben heißt, ohne Schminke und Retouche, sollte ein Recht auf Darstellung haben. In ihrem gemeinsam verfaßten Novellenbuch „Neue Gleise“ gaben uns denn Arno Holz und Johannes Schlaf ein in seiner Art klassisches Werk, das in der modernen Literatur nicht feinesgleichen hat und in ihr dauernden Wert behalten wird. Natürlich blieb die Holz'sche Ästhetik nicht ohne Einfluß; ja sie beherrschte bald alle Köpfe der modernen Stürmer und Dränger zuoberst im Drama, dann aber auch im epischen Genre. Gerhart Hauptmann schrieb die novellistischen Skizzen „Bahnwärter Thiele“ und „Der Apostel“. Andere folgten den gegebenen Beispielen, teils in slavischer Abhängigkeit, teils aber auch mit selbständigem Geschick.

Mehr und mehr bildete nun der Stoff den Angelpunkt aller belletristischen Schöpfungen. Man ging auf die Suche: das Leben der Gegenwart sollte mit unmittelbarer Farbe und Deutlichkeit geschildert werden. Und weil all die jugendlichen Heißsporne vom Sozialismus das Heil ihrer eigenen dichterischen Zukunft erwarteten, so stürzten sie sich mit Heißhunger auf das Stoffgebiet: Proletariat und Kapitalismus. Diesem letzteren wurde in zahllosen Romanen ein furchtbares Herrbild vorgehalten. Es brach die Periode der Berliner Kaffeehaus-, Kellnerinnen- und Prostitutionsromane herein, aus deren Sintflut indessen kaum einer in den alleinseligmachenden Hafen der deutschen Literatur gelangt ist.

Conrad Alberti (Sittenfeld) wäre allenfalls zu nennen. Mehrere seiner Novellen und Romane („Miesen und Zwerge“, „Schröter u. Co.“, „Maschinen“) zeugten von scharfer Beobachtungsgabe auf sozialem Grunde.

Vorher begegneten wir Hermann Sudermann mit „Frau Sorge“ und „Nakensteg“, die man wohl zu den besten Roman-schöpfungen unserer Zeit zählen darf.

Wie auf der einen Seite die soziale Frage, in engerer Begrenzung als bei Zola, das gegenständliche und die naturalistische Technik das formale Element im Schaffen der „Jüngst-deutschen“ bildeten, so unterlag andererseits eine Gruppe dieser letzteren dem Einfluß der Lehren Friedrich Nietzsches. Sie, die weder an Arno Holz's konsequentem Naturalismus, noch am Sozialismus, mit dem sie lediglich aus Egoismus geliebängelt hatten, Genüge fanden, flüchteten sich zur Fahne Zarathustras, des „Uebermenschen“, predigten für sich den „Willen zur Macht“ und träumten mit Nietzsche von der Renaissance, deren Morgenrot sie bereits heraufdämmern sahen. Niemand gab es einen glänzenderen Vertreter als Friedrich Nietzsche, eben weil er zugleich auch ein großer Künstler war. Aber niemals hat auch einer die Jugend so unheimlich beeinflusst wie er. Die Folgen hiervon zeigten sich in der Produktion dieser „Modernen“ allzu deutlich und abschreckend. Was da an papiernem Heldentum, an Größenwahn geleistet wurde, übersteigt alles; ja man wird vergeblich nach Analogien aus der ersten deutschen Sturm- und Drangperiode suchen, wo doch wenigstens noch eine respektable Könnerschaft als Begleiterscheinung auftrat. Jene „Genie“-Zeit der „Modernen“ hat ja längst ihre Historiographen gefunden; aber auch die Romandichtung bemächtigte sich ihrer. Wilhelm v. Polenz schrieb vor einigen Jahren seinen „Roman des deutschen Naturalismus“, und in diesen unseren letzten Tagen hat ein noch junger Schriftsteller Erich Dikenthal in einer „Tragi-Groteske“ den Typus jener Dekadenperiode gezeichnet. „Peter Schiller“ heißt sein Roman, der jedenfalls weit wertvoller ist als der Polenz'sche und in welchem man in Zukunft die beste Personifikation eines heillosen Nietzscheanismus in der deutschen Literatur um die Jahrhundertwende zu erblicken haben wird.

Im ganzen hat auch die erzählende Dichtgattung dieselbe Entwicklung durchgemacht wie das Drama, obwohl sie wie dieses gerade in formaler Hinsicht noch immer nicht zu einer künstlerischen Geschlossenheit gelangt ist. In dem Maße, wie sie von der Zola'schen Romanteknik abzog, geriet sie in das Fahrwasser einer neuen Romantik, die statt der Monumentalität die Schlichtheit, statt der Physiologie das Element der Stimmung bevorzugte und entwickelte. Man wollte nicht mehr, wie Zola getan hatte, den Zusammenhang aller Dinge und Lebenserscheinungen aus der Vogelperspektive anschauen; man war vielmehr darauf bedacht, mitten drin im Wirbel zu stehen, um sich von ihm fortreißen zu lassen. Dieser veränderte Standpunkt trug allerdings mannigfache Gefahren in sich. Die Macht der Eindrücke war nun zu stark; man ließ sich von der Stimmung überwältigen, und so kam es denn, daß in vielen Romanen deren Helden zu kompletter Willenlosigkeit verflüchtigt wurden. So sonderbar diese Erscheinung fürs erste anmutet, so leicht läßt sie sich wohl erklären. Der Naturalismus hatte die Sinne verschärft, aber auch ungemein verfeinert, sie gleichsam von der Außenwelt ab- und in die Tiefe gelenkt.

Das Ergebnis hieraus war die Gattung des verfeinerten naturalistischen Romans, für den übrigens wieder das Ausland und zwar diesmal Dänemark das Urbild lieferte. Jens Peter Jacobsen hieß dieser nordische Dichter und „Niels Lyhne“ hieß sein Roman, der jenen Umschwung veranlaßte. Es ist nicht zu leugnen: das Ingredienzium der Stimmung war von großer Tragweite. Die Technik wurde dadurch wesentlich zu ihren Gunsten umgemodelt und vertieft; das grobe Knochengeriüst des natura-

listischen Romans wurde mit blühendem Fleisch und poetischer Beseelung umwoben, das psychologische Moment noch gewichtiger zum Ausdruck gebracht. Allein auf die Dauer wäre dies Untertanen des Individualismus in das „Milieu“ unerträglich geworden. Die Reaktion blieb nicht aus; sie mußte kommen, je schärfer solche willenlose Roman-„Helden“ mit der Wirklichkeit der Welt in Kontrast gerieten. Und die Reaktion kam, obwohl nicht im Sturmschritt der Mehrheit; aber einzelne starke Talente gaben ihren Helden wieder das Gepräge einer willensbewußten, festen Männlichkeit; die Romandichtung stand im Zeichen der Gesundung. Von diesem neu gewonnenen Grunde einer gefestigteren Weltanschauung ließ sich weiter bauen, was nicht hinderte, daß die moderne Erzählung bisher alle „Asmen“ durchlaufen hat, ohne doch mehr als Ansätze zu einer spezifisch deutschen Kulturart zu zeitigen.

Eins ist aber gewiß: im modernen Roman sind alle wissenschaftlichen Ergebnisse, alle sozialen Kämpfe und Bestrebungen, alle religionsphilosophischen und ethischen Probleme der Neuzeit wie der Umwelt verwertet und behandelt worden; es gibt in Wahrheit kein Stoffgebiet mehr, das nicht schon vielfach und in den eigenartigsten wie absonderlichsten Variationen Anregung zur epischen Gestaltung gegeben hätte. Von den Rätselfragen, die zwischen Erde und Himmel zwiefeln, von den mystischen Geheimnissen hinter allem Menschenleben, von den seltsamsten Schuldverflechtungen und Kämpfen, die das Individuum mit sich oder mit unsichtbaren Mächten, gegen die kein Gewissen gefeit ist, oder endlich stets und immer mit der Umwelt realer und brutaler Erscheinungen zu führen hat: — von dem allen und von dem vielen, was zwischen den Geschlechtern steht, wird geredet und der letzte Schleier zu lüften versucht. Naturalismus, physiologische Romantik, Symbolismus stoßen hier zusammen, ohne doch den Widerstreit zwischen dem Weltganzen und dem Einzelindividuum beseitigen oder auflösen zu können.

Das vermochte weder ein bizarrer Phantast und verwunderlicher Epikureer wie Paul Scheerbart, der mit den Atomen eines beschaunlichen Orientalen das ganze Weltgebäude nebst Sonnen, Fixsternen und Planeten in die Wasserpfeife stopfen möchte, um alles in einen einzigen wollüstigen Opium- und Haschischrausch zu verwandeln, noch eine Ricarda Huch, ob sie nun als echter Neuromantiker trotz einer mehr klassischen Natur in schönen tief-sinnigen Romanen („Erinnerungen von Ludolf Urkule dem Jüngern“, „Mondreigen von Schlaraffis“, „Aus der Triumphgasse des Lebens“, „Blütezeit der Romantik“) uns robuste Erdenöhne selbst durch Himmels-tüchter beglückt, um so wenigstens das Bündnis zwischen Höhenmenschen beiderlei Geschlechts herbeizuträumen.

An symbolischen und auch an utopistischen Romanen ist übrigens kein Mangel. Es sei da auf Kurd Laßwitz („Auf zwei Planeten“), Jakob Wassermann („Juden von Zirndorf“, „Menate Fuchs“, „Moloch“), Johannes Schlaf („Das dritte Reich“), Felix Hollaender („Magdalene Dornis“, „Frau Ellen Räte“, „Sturmwind im Westen“, „Erlösung“) hingewiesen. In seinem Zeitroman „Der Weg des Thomas Trud“ zeichnet Hollaender einen „Helden“, der mittels utopisch-anarchistischer Medizin die Menschheit erlösen will, um so die Sozialdemokratie überflüssig zu machen. Daß Thomas Trud, dieser doktrinaire Utopist mit seiner ebenfalls doktrinären Gemeinschaft in Konflikte gerät, kann schließlich nicht Wunder nehmen, weil ja der Autor selber über den Kleinbürgerlichen „Sozialismus“ nicht hinausgekommen.

Da ist es um zwei andere Erzähler, nämlich Georg v. Dampf und Wilhelm

v. Polenz, weit besser bestellt, obgleich auch sie den letzten Rest vom Konservatismus ihrer geburtsadeligen Klasse niemals abzuschütteln vermochten. Ein wenig Freisinnigkeit und Sozialpolitik im Rahmen dessen, was die herrschende Klasse für gut befindet, gibt ihrem Naturell eine moderne Färbung. Sie gehören deshalb auch zum jüngstdeutschen Literaturkreise, ohne ausgesprochene Naturalisten zu sein. Was ihnen Mätkarat verleiht, ist ihre feste Zugehörigkeit zu einem feudalen Stande. So vermochte

und Industrialismus seine rücksichtslose Gewalt Herrschaft antrat.

Die „Buddenbrocks“ sind als das bedeutendste Werk des Naturalismus anzusprechen; wie denn umgekehrt für die physiologisch-romantische Romangattung der Schlesier Hermann Stehr als stärkstes schöpferisches Talent in Betracht kommt. Unter seinen bisherigen Erzählungen nimmt jedenfalls der Roman „Leonore Griebel“ den höchsten Rang ein. Stehr erweist sich als ein Seelenanalytiker von kaum jemals dagewesener Schärfe und alles ergründender Tiefe.

Etwas abseits von der Moderne gehen Emil Strauß („Freund Gaiu“, ein Künstlerroman), Hermann Hesse („Peter Camenzind“) und Ludwig Finckh („Der Rosendoktor“). Bei ihnen hat ein inniges Gemütsleben die Oberhand; sie wurden weniger von der modernen Stillechnik, mehr von ihrem Gehalt angeregt; der Gegensatz zwischen der strafferen Form norddeutscher Erzähler und der lässigen Behaglichkeit des Süddeutschen wird hier offenbar. Man könnte von „Heimatkunst“ sprechen, zu der ihr Naturell hinneigt.

„Heimatkunst.“ — Das ist auch so eine Abzweigung vom Naturalismus, aus dem ja ebenfalls der Symbolismus und die Neoromantik gekommen sind. Im Grunde genommen ist jenes widerliche Schlagwort ein Konfession, weil jeder wirkliche Poet im Boden seiner Geburtsheimat wurzelt und aus ihm die besten Nährkräfte für sein Schaffen heraufholt. Für die moderne „Heimatkunst“ kam aber sehr viel anderes in Frage. Seit der Frühzeit des Naturalismus hatten die Modernen in allerhand Problemen der Gegenwart an den Puls gefühlt und in ihren lyrischen wie dramatischen und epischen Schöpfungen vornehmlich das Großstadtleben aufzuzeigen versucht. Dies Stoffgebiet war erschöpft oder schien es zu sein. Tatsächlich lagen die tiefsten und gewaltigsten Probleme noch im Urbrei der Großstadt verborgen; aber es fand sich keiner, der sie lösen

wollte oder lösen konnte, weil seiner dichterischen Gestaltungskraft allzu enge Grenzen gezogen sein mochten. Andererseits litt man an der Ueberfülle des Stils, der, wie schon bemerkt, zu höchster Feinheit und größtem Farbenreichtum entwickelt worden war.

Woher damit? Je mehr sich nun die sozialistische Arbeiterbewegung ins Land hinein ihre Kanäle grub, desto mehr wurde die Aufmerksamkeit so manches an zeitpsychologischen Problemen sich vergeblich abqualenden Schriftstellers vom Großstadtleben abgezogen. Man besann sich mit einem Mal, daß im Volke draußen noch unberührte Stoffe aufgehäuft lagerten. Hier war noch Neuland; hier konnten vielleicht neue gewaltige Probleme gefunden werden. Daß jener Meer seit Jahrzehnten fast völlig brach gelegen hatte, war Tatsache, obgleich ja überall dort, wo, wie besonders in den süddeutschen Gebirgsgegenden, die Bevölkerung noch wenig oder



Clara Fuldig

Ompfeda in seinem Roman „Eisen“ den zeitständlichen Seelentypus des norddeutschen, richtiger neupreußischen Beamtenadels einzufangen. Während aber Ompfeda das bestes Können sich in der Darstellung des Schicksals eines Menschen bewährt, nimmt der verstorbene Wilhelm v. Polenz — ebenfalls ehemaliger Offizier und Gutbesitzer wie jener — mehr Anteil am Geschick ganzer Stände. Insofern ist er ein größerer Sozial-Ethnologe als Ompfeda, wenngleich nüchterner als dieser. Für Polenz kommen besonders zwei Romane in Betracht: „Büttnerbauer“ und „Grabenhäger“. Im ersteren schildert er den Untergang des älteren Kleinbauertums, im anderen die moderne Gutbesitzerklasse. Der „Büttnerbauer“ kommt hinsichtlich der Geschlossenheit und Wucht seiner Darstellung ganz nahe an Gustav Freytags „Soll und Haben“ heran und besitzt dauernden Wert; aber auch der zweite Roman ist ein Werk voll Gediegenheit.

Trotz dieser Qualitäten reichen Polenz' Erzählungen lange nicht an „Die Buddenbrocks“ von Thomas Mann heran. In dieser Romandichtung wird der Untergang einer Kaufmannsfamilie geschildert. Sie geht darum allmählich zugrunde, weil das Erbe ursprünglich brutaler Instinkte nach und nach durch die Verfeinerung der modernen Kultur aufgesogen wird. Dieser Prozeß hat sich gerade zu einer Zeit, wie die nach dem deutsch-französischen Kriege, nahezu vollzogen, wo der Kapitalismus



Otto von Guericke

gar nicht vom modernen Industrialismus berührt worden war, die „Heimatkunst“ mancherlei Schöcklinge getrieben hatte. Mochte also der Ruf nach „Heimatkunst“, der nun aus dem Lager der Modernen erschallte, eine Berlegenheitsphrase sein, so läßt sich doch nicht verkennen, daß die moderne Literatur durch dies Genre und manche neue Nuance bereichert wurde. Freilich, viel mehr oder gar bedeutendes ist kaum gewonnen worden. Gustav Frenssens „Hörn Uhl“, Otto v. Leitgeb's „Stumme Mühle“, Hans Nikolaus Krauß' kraftvolle Trilogie „Heimat“, M. G. Conrads „Herrgott am Grenzstein“ und „Die Frankenthaler“ von Wilhelm Weigand dürfen aber wohl als die besten Leistungen bezeichnet werden.

Grub die neuzeitliche Romandichtung trotz aller philosophischen Zincken nicht gar zu oft in die Tiefe, so eroberte sie sich in stofflicher Beziehung die Weite und Breite. Es trat eine leidenschaftliche Differenzierung ein, die unter Umständen als eine vorher nicht gekannte Bereicherung gelten kann. Obendrein wurde hierdurch das Interesse für unser zeitgenössisches Kunstschaffen mächtig geweckt und gefördert. Zum Klassenroman der Berufs- und Ständeroman. Sozialistische Einflüsse sind zweifellos dabei mit am Werk gewesen. Der Künstlerroman war — mit dem Künstlerdrama — der früheste von allen. Und das läßt sich sehr wohl begreifen. Künstler und Dichter gehören zusammen. Ihre Schöpferwonnen und Leiden, ihre Hoffnungen und Sehnsüchte sind die gleichen. Und die Etappen ihrer Entwicklung auch. Zu allen Zeiten haben sie in ihren Schöpfungen das



Bertha v. Suttner.

Künstlerproblem bevorzugt. Wie vielmehr erst die Modernen! Es galt den künstlerischen Menschen unserer Epoche im Gemüth des industriellen Weltlebens zu zeigen, wie er sich damit abfinden, welche Veränderungen dieses in seiner Psyche hervorbringen wird. Zuerst operierte man epigonenhaft mit ewigalten Gegenständen: die Talent und Genie; die Whilisterpack und Vananserei. Daß bei diesem Kampf das Genie stets zu kurz komme, stand fest. Später hat man zu tieferen und näherliegenden kunstpsychologischen Problemen gegriffen.

Wie hier, so war es auch bei anderen Gruppen ein Laufen und Suchen. Mehr Experimental- als dichterische Arbeitsleistung. Man war der Stoffbewältigung noch nicht gewachsen, und man experimentierte mit einem neuen Darstellungsstil, der aber nicht so leicht gefunden werden konnte. Denn alles ist Entwicklung — also auch die Form. Heute existiert wohl kaum eine Sippe, ein Stand oder Beruf, dessen sich die modernen Erzähler noch nicht bemächtigt hätten. Der Kaufmann wie der Gewerbetreibende, der Landwirt wie der Fabrikant oder Ingenieur, der Lehrer wie der Geistliche, der Offizier wie der Beamte und Bureaufkrat, der Politiker oder Parlamentarier wie der Arzt, Gelehrte, Student o tutte quanti sind in Romanen und Novellen geschildert worden. Es kam dabei oft zu scharfen Auseinandersetzungen, zu schwallen Gewittern, zu lustreinigenden Entladungen. Die Wirkungen hiervon trugen gute Folgen. Sie waren um so einschneidender, je feiner die künstlerischen Mittel gewählt erschienen. Das Volksbewußtsein hob sich in demselben Maße, als die Ehrfurcht vor der staatlich sanktionierten Unantastbarkeit aller sogenannten „privilegierten Stände“ durch die an ihren Institutionen vollzogene Sozialkritik beseitigt wurde. Der Mensch, das Individuum,



Ernst v. Wolzogen.

losgeschält von aller künstlichen Draperie, wurde vor den Lesern frei und bloß hingestellt. Man konnte man sehen, was sündig oder tugendhaft an ihm, inwieweit er selbst, oder Zeitumstände, oder das herrschende Regime, oder die Gesellschaft für seine Verfehlungen und Gebrechen verantwortlich waren.

Probleme wie beispielsweise Wilhelm Segeler („Pastor Stinghammer“ — ein Brudermörder) oder Hermann Dahl („Der Göttliche“ — ebenfalls ein Geistlicher, der, Immoralist aus Charakterchwäche, schließlich durch Selbstmord endigt) aufgeworfen und behandelt haben, würde kaum ein Schriftsteller von „gestern“ erdacht, geschweige denn zu schreiben gewagt haben!

Ähnlich verhält es sich, wenn wir an Franz Adam Beyerleins Kasernenroman „Jena oder Sedan?“ und an Bertha v. Suttners viel früher erschienenen Anti-Kriegsbuch „Die Waffen nieder!“ erinnern. Es ist richtig: diese Probleme lagen sozusagen in der Luft. Aber würden solche Werke zu einer anderen Zeit durchgedrungen sein, wenn nicht eben die Sozialdemokratie als Wegbereiter kraft ihres beharrlichen „j'accuse!“ das Volksgewissen revolutioniert hätte? Inwieweit der Arbeiterstand als Objekt in die erzählende

Literatur mit hineinbezogen wurde, läßt sich so ohne weiters nicht feststellen. Es besteht da doch noch immer eine gewisse Scheu vor der Verührung mit Problemen, die eine völlige Kenntnis der sozialen wie ökonomischen Bewegung unabweislich bedingen. Ohne diese Voraussetzungen käme allenfalls ein Wüchlingsprodukt zum Vorschein, das ernster Prüfung nicht standhielte. Am Wollen liegt es keineswegs, sondern am Können. Man bedenke, daß die meisten Literaturschaffenden von der sozialistisch und gewerkschaftlich organisierten Arbeiterklasse kaum mehr als eine im Lager des Bürgertums übliche Vorstellung haben vom Sozialismus als Weltanschauung erst gar nicht zu reden. Doch sei auf zwei Romane, die auch dieser letzteren Rechnung tragen, gebührend hingewiesen. Es sind: „Das Gespenst unserer Zeit“ von Heinrich Keller und „Erlöser Arbeit“ von Hermann Dahl. Dem Schoße der arbeitenden Volksmasse ist bis jetzt noch kein eigenartiges Dichtertalent entsprungen, so sicher anzunehmen ist, daß ein solches mit neuen ästhetischen Werten doch einmal erscheinen wird.

Ernstlich in Betracht käme gegenwärtig vielleicht nur Hans Ostwald, der sich vom Handarbeiter und Stunden zu einem geachteten Schriftsteller emporgerungen hat. In seinem Roman „Bagabunden“, sowie in seinen zahlreichen Skizzen, Novellen und Erzählungen offenbart sich das heisse Streben nach einem neuen Stil, lebensvolle Gestaltung und soziologische Wucht.

Im Anschluß hieran sei dem modernen Frauen-Roman eine übersichtliche Betrachtung gewidmet. Ich möchte diese Genre in zwei Teile zerlegt wissen, nämlich in Romane, in denen das Weib, sei es als Kämpferin oder Dulderin, sei es als Jungfrau, Gattin und Mutter im



Johannes Schlaf



Wilhelm Segeler

Gefüge der Romanhandlung eine exceptionelle Rolle behauptete und in Romane, die von Frauen geschrieben sind. In keiner anderen Zeit ist die weibliche Psyche ein Gegenstand so eifrigen Studiums gewesen, als im Zeitalter der Naturwissenschaften, der Maschinen und des Sozialismus. An der künstlerischen Lösung dieses Problems versuchten sich die meisten Dichter der Moderne bis auf Frank Wedekind. Das Weib als physisches Wesen nimmt da noch vielfach eine absonderliche Stelle ein, zumal in jener Literaturperiode, wo Friedrich Nietzsche alle schöpferischen Geister „Gründungslands“ beherrschte und seine abstrusen Philosopheme oft mißverstanden und noch öfter falsch angewendet wurden. Das Weib als „Geschlechtstier“, als „Bestie“, als geschworene „Feindin“ des Mannes, als „Teufelin“, schlechweg: — das sind einige Dissonanzen, die wiederholt erschallen und nur selten in rein klingende Akkorde aufgelöst erscheinen. Von Soziologie, von sozialer Auffassung noch keine Spur, trotz Henrik Ibsen, in dessen Gesellschaftsdramen das Weib als ein dem Manne ebenbürtiges, ihm sogar meistens an Charakterstärke überlegenes Wesen, seine Persönlichkeitsrechte behauptet! In der ersten Periode der sogenannten „Emanzipation“ hebt dann wieder eine bitterböse Verspottung des Weibes an. Sie macht, obzwar widerstrebend, einer mehr und mehr ernst und gewissenhaft prüfenden Beobachtung Platz, seitdem der Sozialismus als Machtfaktor die rechtliche und soziale Gleichstellung des Weibes erkämpft. Nunmehr gehen auch die Romanschriftsteller diesen Spuren nach und der Frau wird zuteil, was ihr als einem zu freier Selbstbestimmung und kräftiger mit dem Manne rivalisierender Betätigung erstarrten Wesen gebührt: Achtung, Vertrauen und Versehen.

Nichts war so sehr gerechtfertigt; denn die Frau bewies auch, daß ihr auf dem Gebiet der Kunst und Dichtung hohe Intelligenz und spezifische Begabung verliehen ist. Daß sie vornehmlich die erzählende Gattung kultiviert, beruht vielleicht doch auf ihrem Wesen. Hier kann es sich ausbreiten, hier darf sich die dem Weibe eigene große Phantasie und Gefühlsregung ungehemmt ergehen; denn Konzentration ist nicht immer der schreibenden Frau höchste Sache. Daher kommt es auch wohl, daß die weiblichen Erzähler im Grunde so wenig von der Moderne berührt worden sind. Nur in einzelnen Aus-

nahmen kann bei ihnen von einem künstlerischen Bemühen um modernen Stil und um dichterische Technik gesprochen werden. Mehr zeigen sie sich stofflich beeinflusst; aber bei all dem gibt ihr Naturell den subjektiven Ausschlag. So groß nun das Heer weiblicher Schriftsteller — „Schreibeflühe“ hat sie Friedrich Nietzsche ebenso boshaft als unzutreffend genannt — aber auch sein mag: für die literarische Bewertung kommen doch nicht allzu viele in Frage.

Unter ihnen behauptet die bereits im 76. Lebensjahre stehende Oesterreicherin Marie v. Ebner-Eschenbach eine Sonderstellung. Sie wird schon bei Lebzeiten als Klassiker angesprochen und verdient diese Auszeichnung mit Recht. Ihre fein-poetische, doch von echtem Realismus durchdrungene Darstellungs- und Schilderungskunst hat die Ebner in zahlreichen Novellen und Erzählungen („Dorf- und Schloßgeschichten“, „Neue Dorf- und Schloßgeschichten“, „Das Gemeindefind“, „Neue Erzählungen“, „Dotti, die Uhrmacherin“, „Unführbar“, „Glaubenslos“ usw.) ausgebreitet und damit außerdem vollgültige Beweise für ihr soziales Fühlen und Denken vollbracht.

Ungleich näher steht uns freilich Minna Rauteky. Wie Robert Schweichel fest auf dem Boden des Sozialismus stehend, hat sie in ihren Romanen („Stephan vom Grillenhof“, „Herrchen oder Dienen“, „Die Alten und die Neuen“, „Viktoria“, „Helene“, „Im Vaterhause“) stets und immer soziale Probleme behandelt, die den Nerv der Gegenwart treffen.

Aus dem etwas buntscheckigen Reigen der jüngeren Generation weiblicher Schriftsteller von moderner wenn nicht modernster Prägung sind dann hervorzuheben: Helene Böhlau, die in ihren bedeutenderen Novellen und Romanen („Ratsmädchengeschichten“, „Der Rangierbahnhof“, „Das Halbtier“) Genialität mit psychologischem Tiefblick und hinreichendem Temperament offenbart; ferner Gertrud Franke-Schiebelsbein („Kunst und Genuß“, „Die Hungersteine“, „Der Unfenteich“); Ilse Frapan-Kunian, deren Universitätsroman „Arbeit“ bei seinem Erscheinen Aufsehen hervorrief und Professoren wie Studentenschaft einer schweizerischen Hochschule zum öffentlichen Protest anregte; Gabriele Neuter („Frau Bürgelin und ihre Söhne“); Richard Nordmann („Komtesse Roman“); Hans von Kahlenberg („Ein Narr“, „Die Jungen“, „Mifere“,

„Der letzte Mann“); Marie Janitschek („Der Schleifstein“ und Novellen); Helene Voigt-Diederichs (Novellen und Erzählungen) und Clara Viebig. Diese ist vielleicht das stärkste Talent, sicher aber die am meisten gelesene Schriftstellerin der Gegenwart. In ihren Dialekterzählungen und Romanen vom Eifelgebirge („Rheinlandstöcker“, „Kinder der Eifel“, „Das Weiberdorf“) offenbarte sie sich als Heimatsdichterin par excellence. Mit dem Roman „Es lebe die Kunst“ gab sie ein gleichermaßen für die Frau, wie für die Künstlerin tapferes Selbstbekenntnis. In dem Berliner Dienstbotenroman „Uns täglich Brot“ wird die trostlose Misere zweier dienender Mädchen aufgerollt. Ein merkwürdig herabgewegendes Buch! Ihre beiden letzten Romane „Die Nacht am Rhein“ und „Das schlafende Meer“ behandeln Volksprobleme auf breiter kultureller Basis mit der Clara Viebig eigenen herabhaft realistischen Darstellungskraft.

Bevor ich zum Schluß komme, soll noch des humoristischen Romans Erwähnung geschehen. Es ist was seltsames um den deutschen Humor — ein Ding, wobei man, statt froh im Gedanken zu sein, traurig werden könnte. Der Humor hat — das lehrt ein Mißblick auf die letzten zwanzig Jahre — nur wenige Vertreter. Der verstorbene Otto Erich Hartleben war einer. In einigen Humoresken gab er studentischen Humor, wie Otto Julius Bierbaum, dessen Romane „Panfrazius Graunzer“ und „Stilpe“ überdies viel sonnige Laune verraten. Im vorigen Jahre ließ dann Walter Schulte vom Briel einen köstlich humoristischen Roman „Die Revoluzzer“ erscheinen. Derselbe spielt am Niederrhein um 1848. Am bedeutendsten von allen ist jedenfalls Ernst v. Wolzogen. Er entwickelte eine erstaunliche Witterung für die feinere literarische Varietékunst, „Heberbrett“ geheißen. Seiner fruchtbaren Feder verdanken wir aber eine Reihe von Novellen und Romanen („Die Gloriosa“, „Das dritte Geschlecht“, „Der Kraftmahr“), die von einem echten Humor durchleuchtet sind.

Die moderne Literaturbewegung ist noch lange nicht am Ende ihrer Entwicklung. Was für sie gilt, gilt daher auch von der Erzählung in besonderen. Mannigfache Reime weisen aber schon weiter hinaus. Hoffentlich werden sie aufgehen und sich einst zu einem schönen Blütenkranz zusammenschließen. —

## María und Joseph.

Eine Geschichte aus dem Wald. Nach dem Leben erzählt von H. Ger.

Lenk hatte das Pulver nicht gerade erfunden, sonst aber war er ein guter Mensch und noch mehr ein Freund kräftigen Kornbranntweins; er machte sich am anderen Tage, einem Donnerstage — der erste Feiertag war auf einen Sonntag gefallen — unter Benützung der Fahrstraße nach Böhmen auf den Weg. Die Lage der Siebzehnhäuser hatte ich ihm vorher möglichst genau beschrieben.

Der Donnerstag verging und kein Lenk kam zurück. Am Abend sprach ich im Vorbeigehen beim Gemeindevorsteher vor. Er war wütend. „Gäthe ich nur Dich geschickt“, rief er aus. „Wer weiß, wo der alte Sauffack hingetrotzelt ist. Jetzt werden wir uns wahrscheinlich auf die Beine machen und erst wieder unseren Lenk aufsuchen müssen.“

Endlich, am Freitagvormittag, kam Lenk in Begleitung der Frau Skatula an. Er war so lange herumgeduffelt, ehe er die Siebzehnhäuser und von diesen wieder das richtige gefunden hatte, daß er am Donnerstag nicht mehr zurückkehren konnte, sondern in Böhmen übernachtet

mußte. Die Frau Skatula bot ein Bild des Sammers. Bette Schädlich nötigte sie in seine Wohnung und zwang ihr eine Tasse heißen Kaffee und Frühstück auf. Erst dann führten wir sie nach dem Spritzenhause. Mit dem markerschütternden Schrei: „Meine Kinder!“ warf sie sich auf die Leichen, eines der starren Wesen nach dem anderen in ihre Arme nehmend und küßend.

Bette Schädlich besah sich währenddem die Feuerspritze, schnäuzte sich dabei aber so merkwürdig oft, daß er das Schnupftuch gar nicht mehr in die Tasche stecken konnte, und ich selbst konnte mich nicht länger mehr halten, ich lehnte mich an die Wand und heulte laut.

Nach geraumer Zeit, als die Frau Skatula sich etwas gefaßt hatte, nahm Bette Schädlich sie bei der Hand und sprach mit milder Stimme zu ihr: „Kommt, liebe Frau, das Unglück ist nun einmal geschehen. Es ist ja schrecklich, aber doch nicht mehr zu ändern. — Können Sie die Leichen mit nach Hause nehmen?“

Frau Skatula schüttelte nur mit dem Kopf.

„Dann müssen wir sie also hier beerdigen. Dazu müssen Sie die nötigen Anmeldungen beim Herrn Pfarrer und, wenn die Kreuzjäger mitgehen und singen sollen, auch beim Herrn Lehrer machen.“

Frau Skatula erklärte sich dazu bereit und wir bezeichneten ihr die beiden Häuser unmittelbar neben der Kirche als die des Lehrers und Pfarrers.

Ich versprach mir von diesem Gange der Frau Skatula nicht viel. Der Prediger war ein fanatischer Eiferer. Er hatte sich in die Vorstellung hineingelebt, daß er in Tannenberg auf vorgeschobenem Posten, auf der Grenzwacht gegen die Römlinge stehe. Tannenberg erschien ihm wie eine Vorhut des Protestantismus, für deren Schicksal er Gott und der Weltgeschichte Rechenschaft schuldig war. Es war bei ihm zur fixen Idee geworden, daß alles Sinnen und Trachten der Kapläne jenseits der Grenze nur darauf ausgehe, ihm seine Schäflein zu entreißen und in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zu führen.

In diesem eingebildeten Kampfe, den er führte, hatte sich bei ihm ein fanatischer Haß gegen alles, was katholisch hieß, herausgebildet.

Dabei dachte von den Tannenbergern kein Mensch daran, katholisch zu werden, und der Herr Pfarrer hätte sich seine flammenden Predigten, die er zur Abwendung dieser Gefahr hielt, sämtlich sparen können.

Neben der Sorge um die Erhaltung seiner Gemeinde beim reinen lutherischen Glauben, beschäftigte das Gemüt des Herrn Pfarrers nur noch ein Gegenstand, und der hieß: Sporteln.

Das feste Einkommen der Pfarrei war verhältnismäßig niedrig. Die Haupteinnahmen bildeten die Sporteln. Das waren die Tauf-, Konfirmations-, Abendmahlsgelder, die Gebühren bei Leichenbegängnissen usw.

So lange ich zurückdenken konnte, war immer zu unserer im September stattfindenden Kirchweih im Pfarrhause Kindtaufe gewesen. Und jedes Jahr hörte ich so um Johanni herum die Frauen wispern, auch dieses Jahr werde ganz bestimmt zur Kirchweih im Pfarrhause wieder getauft werden.

Mit der Zahl seiner Sprößlinge wuchs die Sorge des Herrn Pfarrers um die Sporteln. Er hatte es im Kirchenrate durchgesetzt, daß in den alljährlich erscheinenden „Mitteilungen aus dem Gemeindeleben“ eine genaue, von ihm geführte Statistik über die Teilnahme an den Gnademitteln der Kirche veröffentlicht wurde. Da war nun von jedem Gemeindeglied genau zu lesen, wie oft es am heiligen Abendmahl teilgenommen hatte, bis herunter zu den in besonderer Rubrik Geführten, die gar nicht am Tische des Herrn erschienen waren, und denen mit den Buß- und Strafmitteln der Kirche gedroht wurde.

War ein Neugeborener nach spätestens acht Tagen nicht zur Taufe angemeldet, so schickte der Herr Pfarrer den Küster mit der Anfrage, wann die Taufe vorgenommen werden solle. Es sei nicht wohlgetan, ein neugeborenes Kind so lange ungetauft liegen zu lassen. Man wisse nie, was passieren könne.

Bereits begannen die Intelligenteren in der Gemeinde über diese Sportel Jagd leise zu spotten.

Daß die Frau Skatula bei diesem Manne viel Entgegenkommen finden würde, war nicht anzunehmen.

Im anderen Hause stand es nicht besser. Der Lehrer hatte sich, wie er uns oft erzählte, während seiner Studienzeit mit Stipendien und Freitischen durchhungern müssen. Weil er nur unter Viegen und Schmiegen hochgekommen war, gipfelte seine ganze Lebensweisheit, die er uns jede Woche einige Male einprägte, in dem Spruch: „Gebüßt, gebüßt und mit dem Gute in der Hand, kommt man durch das ganze Land.“

Weil er Zeit seines Lebens gekrochen war, verabscheute er alles, was aufrecht ging. Er hegte einen wahrhaft satanischen Haß gegen jede freie Regung der Menschenseele. Die Männer des Bauernkrieges und der Achtundvierziger Volksbewegung schilderte er uns als wahre Scheusale. Jetzt, wo ich wußte, daß Achtundvierzig auch mein Großvater mitgekämpft hatte, war ich mir klar darüber, was ich davon zu halten hatte.

Die Tannenberger Stelle war die erste, die er erhalten hatte, und in ihr war er geblieben. Einsam, ohne Gefährtin, war er durch das Leben gegangen. Keine Erleichterung war ihm im Laufe der Jahre zu teil geworden; im Gegenteil, die Arbeit war gewachsen. Der Ort hatte sich vergrößert, die Zahl der Kinder war gestiegen. Jetzt war er ein Sechziger und hatte über zweihundert Kinder zu unterrichten. Vormittags über hundert, nachmittags über hundert. Außerdem mußte er noch an den Sonntagen vor- und nachmittags die Orgel spielen und andere Kirchendienste verrichten.

Was wir Kinder unter solchen Umständen an Wissen erwarben, war kümmerlich. Als ich in die Schule kam, konnte ich infolge meiner guten Anlagen und der großen Mühe, die sich meine Eltern mit mir gegeben hatten, gut lesen und ziemlich gut schreiben. Nach zwei Jahren war ich von der Nachmittags- in die Vormittagschule, aus der zweiten in die erste Klasse gekommen, und in dieser saß ich jetzt seit drei Jahren auf dem ersten Platze, ohne daß ich zu dem, was ich bereits wußte, noch das Geringste hinzulernen konnte. Das heißt nur in der Schule. Zu Hause war es anders. Da standen mir ja die köstlichen Bücherschätze zur Verfügung, von denen ich erst jetzt wußte, daß ich sie meinem Großvater zu verdanken hatte.

Die Einsichtigen im Dorfe erkannten auch, wie schlimm es um unsere Schule stand. Doch die Gemeinde war zu arm, um einen zweiten Lehrer anstellen zu können.

Der alte war aber gerade in der letzten Zeit mit jedem Tage verdrießlicher und gereizter geworden. Wie er die Frau Skatula behandeln würde, das konnte ich mir schon vorher denken. Denn wenn neben dem Vieken, das er bei elender Bezahlung pflichtgemäß tun sollte und mußte, jemand von ihm noch weitere Dienste ohne Entgelt verlangte, so konnte er in förmliche Maserei geraten.

Wir hatten der Frau Skatula gesagt, wir würden im Spritzenhause auf ihre Rückkehr warten. Und wir brauchten nicht lange zu warten. Irrtümlicherweise war Frau Skatula zuerst in das Schulhaus, das sie, weil es der Kirche näher stand, für das Pfarrhaus gehalten hatte, gegangen.

„Der Herr Lehrer,“ erzählte sie, „hat mich barsch angefahren und gesagt: „Ich sorge nur bei bestellten Begräbnissen.“ Ich wußte nicht, was ich mit diesem Bescheide anfangen sollte und bin zum Pfarrer gegangen. Der Herr Pfarrer hat gesagt: „Tannenberg ist eine protestantische Pfarodie und sein Kirchhof ist auch protestantisch. Wenn Sie Ihre Kinder hier beerdigen wollen, müssen Sie sich eine Grabstelle auskaufen und sie besonders einfriedigen lassen. Werden die Sporteln entrichtet, will ich mit zur Beerdigung kommen. Es muß aber alles strengstens nach protestantischem Ritus erfolgen. Wenn Sie das nicht wollen, müssen Sie die Leichen mitnehmen und zu Hause beerdigen.“

„Ich habe aber,“ schloß die Frau Skatula schluchzend, „kein Geld, um eine Grabstelle zu kaufen, ich habe kein Geld, um die Leichen mitzunehmen, ich habe kein Geld, um ihnen zu Hause einen Sarg machen zu lassen.“

Damit setzte sich die Frau wieder weinend zu ihren toten Kindern.

„Da soll doch gleich . . .“, rief mein Vetter, während ihm eine dunkle Rötung in das Gesicht stieg, „jetzt, liebe Frau, geben Sie mir Ihre Papiere. Nun will ich selbst mal mit Hochwürden reden.“ — „Du,“ wendete er sich an mich, „kannst inzwischen bei der Frau Skatula bleiben.“

Er blieb nicht lange, aber es mußte heiß hergegangen sein im Pfarrhause, denn seine Stimme klang noch erregt, als er der Frau Skatula ihre Papiere wieder übergab und sagte: „Es ist alles in Ordnung, Frau Skatula, die Kinder werden morgen hier beerdigt. Und nun kommen Sie. Ich habe eine Stube für Sie im Gasthof bestellt und heizen lassen.“

„Werden denn jetzt die Kinder singen, nachdem das Begräbnis bestellt ist?“ fragte die Frau Skatula.

Mein Vetter und ich sahen uns einen Augenblick verlegen an, dann sagte er: „Nein, liebe Frau, die bestellten Begräbnisse das sind solche, für die bezahlt wird. Es wird ein stilles Begräbnis sein.“

„Ach so,“ erwiderte die Frau tonlos, und kam mit nach dem Gasthof.

Als wir sie dort untergebracht hatten und uns wieder auf der Straße befanden, sagte mein Vetter zu mir: „So, jetzt nimmst die Beine unter die Arme und läufst zum Meyerrobert, er soll gleich kommen und Maß zum Sarge nehmen. Wir wollen die Kinder in einem Sarge beerdigen. Einen ganz einfachen natürlich. Und dann gehst zum Totengräber und bestellst ein Grab zu morgen. Ganz hinten, weißt schon, in der Ecke. Fünfter Klasse.“

Die letzten Worte hatten rauh geklungen. Ich blieb stehen und sagte: „Aber, Vetter Schädlich, das ist doch ganz unmöglich!“

„Fängst auch Du noch an, mich zu quälen,“ rief er gereizt. „Wer soll denn das Geld zum Auskauf geben? Ich habe doch nicht allein zu bestimmen, das weißt Du doch? Es müßte der Kirchenrat zusammenberufen werden, und der, na . . . der beschließt ja doch stets, was Hochwürden wünscht. Nur unter der Bedingung bin ich ja mit ihm einig geworden, daß die Kinder ganz hinten eingegraben werden und nichts dabei hergemacht wird. Ich bin zufrieden, daß ich die Sache soweit habe. Ist auch alles egal. Die Kinder ruhen dort ebenso gut. Und jetzt lauf!“

Fort rannte ich. Der Meyerrobert versprach, gleich zu kommen und auch der Totengräber wollte das Grab noch im Laufe des Nachmittags herstellen. Es war zwölf Uhr, als ich meine Aufträge erledigt hatte.

Nun bekam ich erst wieder Zeit zur Ueberlegung. Also fünfter Klasse! Alle meine Gedanken drehten sich beständig um die paar Worte.

In der Begräbnisordnung der Pfarodie Tannenberg waren drei Klassen „bestellter“ Begräbnisse vorgesehen. Da ich schon an vielen derselben teilgenommen, kannte ich die Unterschiede sehr genau.

Bei der ersten Klasse läuteten alle drei Glocken. Die Sporteln waren hoch, die Rede des Pfarrers war lang und der Verstorbene war ein außergewöhnlich guter und braver Mensch gewesen. Bei der zweiten Klasse wurde mit zwei Glocken geläutet, die Ausführungen des Herrn Pfarrers waren kürzer und auch die Verdienste des Verbliebenen wesentlich geringer. In der dritten Klasse waren die Sporteln am niedrigsten; es läutete nur eine Glocke, die Rede war kurz, von dem Verstorbenen wurde nicht geredet. Einige allgemeine Betrachtungen über die Vergänglichkeit alles Irdischen, die ebenso gut auf Mann wie Frau, auf Kind wie Greis paßten, und die Sache war erledigt.

Die vierte Klasse, das waren die Gemeindearmen. Da wurde gar nicht geläutet. Weder der Pfarrer noch der Lehrer mit den Kreuzfängern beteiligten sich an dem Begräbnis, nur der Totengräber sprach im schwarzen Rock ein Vaterunser.

Von der fünften Klasse hatte ich erst vor ungefähr einem Jahre Kenntnis erhalten. Was ich dabei wahrgenommen, hatte mich so empört, daß ich darüber wochenlang, so oft mir auch der Mund verboten wurde, bittere Bemerkungen im Familienkreise gemacht hatte.

Im vorigen Winter mit seinen vielen Stürmen war es gewesen, als der Lorenzheinrich großes Malheur hatte. Der Lorenz war Maurer, seine Frau besorgte die Botengänge nach der Stadt.

Im kalten Winter, wenn die Maurerarbeit ruhte und die Wege für Frauen nicht mehr passierbar waren, übernahm der Lorenz die Gänge. Auf einem solchen Gange war er, als er mit schwerem, hochbepacktem Korbe in der Nacht von der Stadt zurückkehrte, von einem Schneesturm überrascht worden. Er hatte lange dagegen angekämpft, aber schließlich doch in einer Neisighütte Schutz suchen müssen, welche Jäger zum Abschließen von Krammetzvögeln dicht am Wege errichtet hatten. (Fortsetzung folgt.)



**KUNST UND KUNSTGEWERBE**

Aus Gottfried Kellers Knabenzeit erzählt Dr. Friedrich Lohrer in seinem Buche „Mepublitanische Wandelbilder und Porträts“ eine wenig bekannt gewordene Schmutze. Es war, als beide, Lohrer und Keller, die untere Industrieschule zu Bülich besuchten. Unter den Mitschülern, schreibt Lohrer, befand sich Gottfried Keller, ein stiller, friedfertiger Knabe, der das r, das t und das g nicht aussprechen konnte. Sein Vater war Drechsler, und da er seine Werkstatt in unserem Hause hatte, pflegte ich an der Drehbank zu sitzen und ihm zuzusehen, mit dem geheimen Wunsche, auch Drechsler zu werden. Abends begleitete ich den Gottfried nach Hause, in den Kindermarkt. Unter der Haustüre konnten wir mit Gesprächen nie fertig werden: „Wart jetzt einen Augenblick,“ sagte er zu mir, „ich will nur meine Sachen ablegen und sehen, ob die Mutter zu Hause ist; dann hole ich Dich zu mir herauf.“ — Wie aber oben die Türe aufging, vernahm ich ein Patergeschrei und ein Geräusch, witsch — watsch, wie von Ohrfeigen: „Warum kommst Du so spät? Wie oft muß ich Dir sagen, Du sollst von der Schule direkt nach Hause kommen und nicht überall Maulaffen feil haben.“ — Unter bewandten Verhältnissen hielt ich es für ratsam, mich zu trolchen und meinen Besuch auf bessere Gelegenheit zu verschieben. Der Vater Keller, von Blattfelden, war für seinen Stand ein Mann von Bildung und Fähigkeiten, laborierte aber an der Auszehrung. Er gehörte der winzig kleinen Gemeinde der Liberalen an, welche sich in der Stadt nicht wichtig machen durfte. Da er sich aber mit öffentlichen Dingen, namentlich mit Verbesserung des Schulwesens, befahigte, so genoss er bei einem Teil der Bürgerschaft und den Niedergelassenen ein gewisses Ansehen, während er den Regentenfamilien ein Dorn im Auge war.

Um jene Zeit hatte es in der eingangs genannten Schule so eine Art Rebellion gegen einen Lehrer Egli gegeben, der wegen seiner politischen Andersmeinung und lehrhaften Bedanterie bei den Schülern verhasst war. „Hesibalg“ nannten sie ihn. Einmal hatten sie ihn schon mit Linealen, Fäusteln und Füßen bearbeitet. Nun sollte Ordnung geschaffen werden. Zu diesem Zwecke hatte Egli die Schulhefte eingefordert. Darob entbrannte die ganze Jugend, bombardierte unter Hurongehul die Wohnung des Lehrers mit Steinen, Holzstücken, Grassbüscheln und warf ihm die Fenster ein. Das ganze Quartier war in Alarm geraten. Diesmal gab's eine strenge Untersuchung. Gottfried hatte den Spektakel, wie alle anderen, mitgemacht, ohne sich dabei hervorzutun; aber er war Sohn des Drechslers Keller, und obgleich derselbe seither verstorben war, so genügte dieser Umstand, an diesem „Hinterfall“ ein Beispiel zu statuieren, auch für spätere Geschlechter. Auf die Berichterstattung der Herren Inquisitoren hin wurde Gottfried Keller, von Blattfelden, als Aufwiegler und Mädelstführer schimpflich aus der Schule gestossen, während alle anderen mit dem Zuspruch des Rektors davonkamen. Vielleicht wäre Gottfried Keller, wenn ihm nicht bei dieser Gelegenheit so übel mitgespielt worden, wie sein Vater ein tüchtiger Drechsler, aber schwerlich der große Dichter geworden, als welcher er mit Recht gefeiert wird. — e. k.

**Die Handarbeiten der Zigeunerinnen.** Im allgemeinen hält man die Frauen des braunen Wandervolkes für alles andere eher als für fleißige Näherinnen oder Stickerinnen. Und doch haben auch sie ihre Handarbeiten, besonders die Frauen der ungarischen und siebenbürgischen Zeltzigeuner. Die Schürzen und Blusen ihrer malerischen Tracht geben ihnen Gelegenheit zu mannigfachen Stickereien. Als Grundstoff dient meist Leinwand, als Material bunte Wolle, auch Gold- und Silbergarn. Die Stickerei selbst besteht aus einem einfachen Ausnähen von Linien. Die Kermel werden mit einem Streifen beziert, der von der Schulter bis zum Handgelenk läuft; er zeigt bei den verheirateten Frauen ein anderes Muster als bei den Mädchen, die auch ihre Schürzen anders besticken als die Frauen. Die Muster sind nicht sehr vielartig und werden in ganz Ungarn stets in denselben Farben gestickt, man darf also wohl annehmen, daß es sich bei diesen Arbeiten um eine sehr alte, von Geschlecht auf Geschlecht vererbte Volkskunst handelt. Jedes Stickmuster hat seinen eigenen Namen. Die Frauen sticken in ihre Hemdbärmel das Haus (ker), ein sehr regelmäßiges Linienornament, das in Dunkelgrün, Hochrot, Gelb oder Gold gehalten wird. Die Mädchen brauchen dafür das Muster „Krisbari“, d. h. Allerlei, eine aus lauter kleinen Quadraten bestehende Bordüre in denselben Farben. Die Schlange (sap), ein schlangenartig gebundenes Muster, wird von älteren Frauen in den Schürzenrand genäht. Die eigentliche Schlange legt man dunkelgrün an, die umherlaufenden Linien werden mit

Gelb und Hochrot ausgenäht; auch kleine glänzende Perlen sticht man in dieses Muster hinein. Der „Stern“ wird sowohl auf Schürzen und Hemdbärmeln, wie auf den eng anschließenden Schapselzen der Frauen angebracht. Ebenso werden die Gürtel bestickt, die entweder gleichfalls aus Leinwand oder aus weich gegerbtem Stalbsleder bestehen. Zu den Gürtelmustern verwenden reichere Mädchen vielfach Goldfäden und Gaspelzen, ärmere Wolle. Auch diebeutel, in denen die „Raubfrauen“ — jene „weisen Frauen“, die Krankheiten heilen und besprechen — den heil- und wunderkräftigen Stedapfelsamen aufbewahren, werden bunt bestickt. Die meist vorherrschenden Farben sind bei all diesen Arbeiten Grün, Rot und Gelb. Braun, Schwarz, Grau und Blau werden fast niemals angewandt. Eine andere Handarbeit der Zigeunerinnen ist das Flechten von Schürzen aus Ziegenhaaren, Schafwolle, Lein- und Hanffasern. Die Schürze, mit denen die ungarischen Bauern ihre Röde und Weinkleider verzieren, sind meist Zigeunerarbeit. Um sie zu verfertigen, schlägt die Zigeunerin einen Pflock in die Erde, an dessen oberem Ende die einzelnen Fäden befestigt sind. Am unteren Ende jedes Fadens hängt eine Art Klöppel, die die Frau nach den Worten des Zigeunerkenner Heinrich v. Wislodzi „mit staunenswerter Geschicklichkeit“ hin und her wirft; in zwei bis drei Stunden sind zehn bis fünfzehn Meter lange Schürze fertig. Daß die Zigeunerinnen auch recht geschickte Schneiderinnen sind und den größten Teil ihrer eigenen Kleidung, sowie auch die der Männer selbst anfertigen, mag hier gleichfalls erwähnt werden. —

**Erzguß im Altertum.** Die Erfindung der Kunst, in Lehmsformen Bildsäulen usw. aus Bronze zu gießen, wird von den Gewährsmännern des klassischen Altertums einstimmig einem Griechen zugeschrieben, dem Theodoros aus Samos, dessen Lebenszeit vor 600 v. Chr. angelegt wird. Von der Insel Samos soll sich dann die Erfindung über ganz Griechenland verbreitet haben. Diese Angaben sind von modernen Geschichtschreibern vielfach für richtig gehalten worden, können aber unmöglich der Wahrheit entsprechen; denn auf den Erzguß hat man sich schon in viel früherer Zeit verstanden: auch auf griechischem Boden schon lange vor der Zeit jenes Theodoros. Auf der Insel Rhodos wurden die Erzgießereien seit unvorstellbar langer Zeit betrieben: die Anfänge verlieren sich in sagenhafter Vorzeit. Rhodos ist immer eine Hauptstätte des griechischen Erzgusses geblieben. Außerdem aber wurde zur Blütezeit Griechenlands an zahlreichen anderen Stellen des hellenischen Mutterlandes und seiner Kolonien hervorragendes im Erzguß geleistet. Die berühmtesten griechischen Erzmeister haben im Zeitalter des Perikles (Mitte des 5. Jahrh. vor Chr.) in Athen gewirkt. Es ist das glänzende Dreigestirn Myron, Polyklet und Phidias. Originalwerke von ihnen sind uns nicht erhalten geblieben, sondern bloß Marmornachbildungen, z. B. von den Diskoswerfern des Myron und des Polyklet, die natürlich die verlorenen Urbilder nicht ersetzen können, aber doch großartig wirken und die Gewißheit geben, daß diese Künstler bis auf den heutigen Tag unübertroffen geblieben sind. Phidias' hervorragende Leistung im Erzguß war die Kolossalstatue der Göttin Athene auf der Burg von Athen, ein allgemein bewundertes Werk von 50 Fuß Höhe. In den Größenverhältnissen ist es später an anderer Stelle weitläufig übertrroffen worden. Auch auf Sizilien war der Erzguß schon früh zu hoher Vollendung gediehen. Das berühmteste Erzeugnis altgriechischer Erzgießereien ist der sogenannte Stier des Phalaris. Phalaris war gegen 570 v. Chr. Tyrann der Stadt Agrigent und wegen seiner Grausamkeit verurteilt. Der Erzmeister Perillus stellte ihm einen hohlen Bronzestier her, der geräumig genug war, um mehrere Menschen in sich aufzunehmen. Das kunstvolle Werk hatte die grausame Bestimmung, Opfer des Tyrannen aus der Welt zu schaffen. Sie wurden in die Bauchhöhle des Stieres gesteckt und qualvoll umgebracht, indem der Stier erstickt wurde; ihr Todessehrei klang, als wenn der Stier brüllte. Man sagt, daß Perillus als erster in seinem Kunstwerk verbrannt worden sei. Die Griechen haben den Erzguß auf den höchsten Grad der Vollkommenheit gebracht, dagegen haben sie keinen Anspruch auf die Ehre der Erfindung. Bei anderen Völkern des Altertums hat die Kunst und das Kunstgewerbe des Erzgusses zum Teil schon viel eher geblüht, als bei den Griechen. In Europa z. B. schon sehr früh bei dem ältesten Kulturvolk Italiens, den Etruskern. Die zahlreichen Kupfergruben und Tonlager des Landes begünstigten die Entwicklung des Erzgusses sehr. Etrusker Standbilder waren in den etruskischen Städten ungemein zahlreich zu finden. Selbst an die Verfertigung von Kolossalstatuen bis zu 50 Fuß Höhe wagten sich

etruskische Künstler. Was von ihren Erzeugnissen noch vorhanden ist, flößt Respekt ein vor dem Streben nach Naturwahrheit, wogegen freilich die Befecung viel zu wünschen übrig läßt. Das berühmteste erhalten gebliebene Produkt etruskischer Erzgießereien ist die kapitolinische Wölfin, die den Vergleichen mit den hervorragenden Leistungen griechischer Erzmeister nicht zu scheuen braucht. Sie ist früher sogar manchmal für ein griechisches Werk gehalten worden. Ob die Etrusker den Erzguß selbständig erfunden oder die Erfindung übernommen haben, läßt sich wohl nicht mit Gewißheit feststellen. Was dagegen die Griechen angeht, so kann kein Zweifel sein, daß sie den Erzguß denselben Kulturbringern abgesehen haben, von denen sie auch die Schrift gelernt haben: von den Phöniziern. In den phönizischen Städten war der Erzguß schon viele Jahrhunderte vor der Lebenszeit jenes Theodoros von Samos hochentwickelt. Phönizische Künstler haben ihn nach der Insel Rhodos gebracht, und hier haben sich wohl zuerst Griechen die Kunstfertigkeit angeeignet. Die Schüler haben dann hernach die Lehrmeister weit übertrroffen; indes leisteten die Phönizier schon höchst Respektables.

Die ausführlichsten Angaben über einzelne Glanzleistungen phönizischer Erzgießer finden sich im alten Testament. Bekanntlich wurde der Jerusalemer Tempelbau unter König Salomo (zirka 1000 v. Chr.) mit Hilfe phönizischer Künstler und Handwerker ausgeführt, die der König Hiram von Tyrus zur Verfügung stellte. Darunter war ein Meister des Erzgusses, der gleich dem tyrischen Fürsten Hiram hieß. Unter der Leitung dieses Künstlers wurden jenseits des Jordans die ebernen Geräte und Geräte für den Tempel „in dichter Erde“ gegossen. Es waren ihrer so viele, daß „des Erz Gewicht nicht zu erforschen war“. Die Kunstwerke werden in der Bibel eingehend beschrieben. Die großartigsten darunter waren das eberne Meer und der große Opferaltar. Der Altar hatte recht stattliche Dimensionen; er war zehn Ellen hoch und maß zwanzig Ellen im Geviert. Noch größere Bewunderung aber erweckte das große Becken, worin die Priester ihre Waschungen und Reinigungen zu verrichten hatten, das sogenannte eberne Meer. Es war eine runde Schale von der Form einer aufgebroschenen Röhre und hatte eine Tiefe von fünf, einen Umfang von dreißig Ellen. Dieses Becken wurde von zwölf ebernen Kindern getragen. Außer dem ebernen Meer waren noch zahlreiche kleinere Erzschalen vorhanden, die auf Säulen ruhten und mit Cherubim und Löwen, Palmen und Blumen geziert waren. Prunkstücke waren auch die beiden ebernen Säulen von je achtzehn Ellen Höhe und zwölf Ellen Umfang, mit kunstreich gezielten Aufsätzen von fünf Ellen Höhe. Alle diese Wunderwerke Hiram's waren bis zur Zerstörung des salomonischen Tempels durch die Babylonier (586 v. Chr.) in Jerusalem zu sehen; da wurde sie als köstliche Beute nach Babylon entführt. Solche Leistungen, wie die Hiram's, setzen natürlich schon eine lange Kunstübung voraus. In der Tat läßt sich die phönizische Erzgießerei urkundlich bis gegen die Mitte des zweiten Jahrtausends vor Christi zurückverfolgen. Auf ägyptischen Inschriften dieser Zeit ist öfters von phönizischen Bronzegefäßen die Rede. Auf Geschichtsbildern der 18. Pharaonen-dynastie (zirka 1500 v. Chr.) sind unter den dargebrachten Tributvorn phönizische Erzwaren von geschmackvoller Ausführung und bedeutender Größe, bis zu Manneshöhe, dargestellt. Auch in Griechenland waren zur homerischen Zeit die phönizischen Bronzegefäße berühmt, vor allem werden die großen Mischkrüge „reich an Erfindung“ gepriesen, die aus dem „erzreichen“ Sidon kamen. Bis nach den britischen Inseln gingen die Produkte der phönizischen Erzgießereien. Noch älter ist der Erzguß am Euphrat und am Nil. Die Babylonier oder die Ägypter sind die Lehrmeister der Phönizier gewesen. Auf den Trümmerfeldern von Mesopotamien sind zahlreiche Bronzegefäße gefunden worden, die auf lange Nutzung schließen lassen. Noch massenhafter sind die Bronzefunde am Nil gewesen. Hat man doch in einem einzigen ägyptischen Tempel aus der Zeit Ramses des dritten (1240 v. Chr.) nicht weniger als tausend Ostrisstatuetten aus Bronze gefunden. Alle möglichen Geräte aus Bronze sind uns aus ägyptischem Altertum erhalten; auch die Handwerkszeuge waren durchweg aus Bronze gegossen. Manche Stücke gehören dem alten Reich an, sind also gegen 3500 v. Chr. hergestellt worden. Auch eine bildliche Darstellung ägyptischer Erzgießer bei der Arbeit gehört in diese Frühzeit. Am Nil leistete man also schon vor mindestens fünfeinhalbtausend Jahren im Erzguß ganz Achtungswürdiges. Frühere Spuren sind wohl nirgends zu finden. — a. c.